

MOSEBACH WIRD SIEBZIG:

Das Profane wird durch elegante Ordnung schön

VON ANDREAS PLATTHAUS



Es mangelt diesem Autor ebenso wenig an Selbstbewusstsein wie an Können: Martin Mosebach wird siebzig Jahre alt.

Der Schriftsteller [Martin Mosebach](#) ist ein Epiker, seine liebste Form der umfangreiche Roman. Doch vor fünf Jahren kam ein schmaler Band heraus, „Das Leben ist kurz“, eine Sammlung von zwölf „Bagatellen“ – diese Bezeichnung für die zuvor in verschiedenen Blättern, darunter auch dieser Zeitung, erschienenen Erzählungen stammt von Mosebach selbst. Der Titel des Buchs war einerseits ironisch auf die der Begrenztheit des menschlichen Daseins angepasste geringe Lesedauer gemünzt, andererseits natürlich Zitat einer der berühmtesten antiken Spruchweisheiten: So kurz das Leben, so langwährend die Kunst. Auch die kurzgefasste des Martin Mosebach aus der Tagespresse.

Es mangelt diesem Autor ebenso wenig an Selbstbewusstsein wie an Können; sein Beharren auf archaischen Schreibweisen (noch älteren als denen der alten Rechtschreibung, die er selbstverständlich beibehalten hat) und der gedrechselte Ton seines Erzählens bleiben unbeeindruckt von spöttischer Kritik seitens jener Leser, die von schöngestiger Literatur Gegenwärtigkeit bis in den Wortlaut hinein verlangen. Mosebach nennt so etwas Profanität, und ihm als tiefreligiösem Menschen muss die zuwider sein. Seine Gewährsleute sind denn auch die großen Romanciers eines Realismus, der bestenfalls Burleskes anklingen lässt wie bei Thomas Mann oder Heimito von Doderer, jenen beiden Autoren, denen Mosebach stilistisch so nahesteht wie niemandem sonst. Ja, das ist ein aus der heutigen Zeit gefallenes Schreiben, aber eines, das gefällt, wem noch an Eleganz gelegen ist – zu den ersten begeisterten Lesern von Mosebach zählten vor vierzig Jahren [Golo Mann](#) und Karl Corino. Und es ist ein Schreiben, das sich an seinen Vorläufern messen lassen muss (und will).

Die erste große Auszeichnung war genau die richtige

Es passte somit, dass Mosebach 1999 als seine erste wichtige Auszeichnung den Doderer-Preis in Empfang nehmen konnte, dem dann mit Kleist-, und Büchnerpreis sowie der Goetheplakette der Stadt Frankfurt noch weitere nach von ihm verehrten Autoren benannte Ehrungen folgen sollten (zu schweigen von so sachlich benannten, aber renommierten wie dem Kranichsteiner Literaturpreis sowie denen der [Konrad-Adenauer-Stiftung](#) und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste). Da hatte er schon mehr als anderthalb Jahrzehnte Schriftstellerdasein hinter sich, seit 1983 sein Debütroman „Das Bett“ erschienen war.

Obwohl er seinen Erstling unmittelbar nach Abschluss des zweiten juristischen Staatsexamens begonnen hatte, als noch offen war, ob das Schreiben seine Lebensgrundlage sein könnte, war der ein bereits reifes, nämlich mehr als auf eigenem Lebensstoff auf tief verinnerlichtem Lesestoff beruhendes Buch.

In einem Nachwort zur 2002 publizierten Neuausgabe dieses Romans, der persönlichsten Auskunft aus Mosebachs Feder (wie auch „Das Bett“ selbst sein persönlichstes Buch geblieben ist), wird festgestellt: „Verfälschen, um der Wahrheit von etwas näher zu kommen, das sich der einfachen Mitteilung verweigert, ist vielleicht ein Wesenszug der Literatur.“ Demgemäß hat Mosebach seither gehandelt, also geschrieben. Er ist als Propagandist des wahren Lebens im verfälschten stets auf der Suche nach Anregungen zum Verfälschen und deshalb einer unserer neugierigsten Autoren, obwohl er als so konservativ gilt. Die regelmäßigen monatelangen Aufenthalte in fernen Ländern, um ungestört vom längst vertrauten und darum für ihn nicht mehr verfälschungsproduktiven Dasein im heimischen Frankfurt schreiben zu können, sind mittlerweile Teil seines Mythos als Autor. Unerreichbar für elektronische Kommunikationsformen, kann man Mosebach in Klöstern wechselnder religiöser Prägungen rund um die Welt ebenso vermuten (aber nicht aufsuchen) wie in den Palästen indischer Fürstenfamilien.

Auch die Kleinen können bei Mosebach ganz groß herauskommen

Aber seine Bücher verleihen der scheinbar banalen Existenz einer türkischstämmigen Wäscherin oder einer bosnischen Putzfrau genauso viel Würde wie der großspurigen eines Maharadschas im Roman „Das Beben“ oder jenes ominösen Machers namens Krass, der Titelfigur des jüngsten Romans. Wobei man in Krass, dem Macht- und Mammonmenschen, eine Künstlernatur spüren kann, die vor der modernen Welt zuschanden geht, ohne ihre Vorstellung, Weltgestalter zu sein, zu verraten. Mosebachs Protagonisten – zumindest die, denen seine Sympathie gehört – sind Individualisten mit reichem kulturellen Hintergrund, die sich weniger Verstandesbildung als Herzensbildung verdankt. Mosebachs Bücher sind insofern große Liebesromane, als sie Liebeserklärungen des Verfassers an seine gefühlsmäßig der Metaphysik und nicht dem Materialismus verpflichtete Figuren darstellen.

Gerüst aber, so hat Mosebach dekretiert, sei ihm dabei jeweils eine abstrakte Form, man könnte also sagen: eine Idee im platonischen Sinne. Sie gelte es zu bekleiden, und dafür brauche es äußere Anschauung, deshalb die ständige Gier dieses Schriftstellers nach neuen Eindrücken („Bevor ich anfangen kann zu erfinden, muss etwas da sein“) und auch die Opulenz seines Erzählens gerade zu Beginn einer Geschichte, von der das Weitere seinen Ausgang nehmen soll. Das hat zu unvergesslichen Romanaufgängen geführt wie der Beschwörung der Körperlichkeit von Krass im ersten Drittel des nach ihm benannten Buchs oder der Ausmalung des Frankfurter Architekten-Mikrokosmos in „Das Beben“.

Schafft Gott aus dem Nichts, oder ordnet er das Tohuwabohu?

Gerade diese erzählerischen Kabinettstücke jedoch legten die Latte bisweilen unerreichbar hoch für die folgenden Parteien, und es ist deshalb kein Wunder, dass aus dem geradezu novellistisch-knappen Geschehen von „Der Mond und das Mädchen“ (2007) sein bislang bester Roman wurde. In einem Gespräch über seine Zeichnungen, die 2010 im Marbacher Literaturmuseum ausgestellt wurden, hat der Schriftsteller die Frage nach seinem Schaffensverständnis so beantwortet: „Es gibt zwei große Schöpfungskonzepte: die scholastische Vorstellung, Gott schaffe aus dem Nichts, und die altjüdische, es stehe am Anfang das ‚Tohuwabohu‘, das von Gott geordnet wird.“ Seine Lieblingsvorstellung sei das Ordnen.

Wenn er jedoch vor zwanzig Jahren in Abgrenzung zum Autofiktionalen noch festgestellt hatte: „Einer strengen Formvorstellung kann man einen Stoff eigentlich nur unterwerfen, wenn er in seinem Ablauf zur Disposition steht, und das tut das eigene Leben bekanntlich nicht“, hätte er dann diese produktive Unsicherheit konsequenterweise nicht auch für sein Schreiben gelten lassen und die Lust am Ordnen bisweilen zügeln müssen? Doch seine liebsten Autoren, so Mosebach, seien „oft für eine denkbar widersprüchliche Ausgangsposition beim Schreiben ihrer Bücher bekannt“. Er ist also konsequent im eigenen Widerspruch. Heute feiert Martin Mosebach siebzigsten Geburtstag. Sein Leben möge lang sein.